

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	19 (1929)
Heft:	28
Artikel:	Südseegeschichten [Fortsetzung]
Autor:	London, Jack
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-642192

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Pferde auszuspannen. Doch schon im nächsten Augenblick flachte des Bauern Peitschenstock auf seine Hand nieder und schlug ihm einen Finger entzwey. Jammernd vor Schmerz stieg der Knecht den Burghügel hinan und meldete seinem Herrn den Vorfall. „Geh mir aus den Augen, du elende Heullahe, du feiger Lümmel!“ donnerte ihn der Ritter an, verließ festen Schritte den Saal, schlug die Türe hinter sich zu und stieg selber in die Ebene hinunter. Drohend hob er vor dem Bauer seine Faust und rief: „Du verdammte Bauernkanaille, was widersekest du dich meinem Willen? Im dunkelsten Verließ meiner Burg sollst du diese Frevelat büßen! Ich will — — —“ Der Ritter konnte nicht aussprechen. Hoch schwoll des Landmanns Stirnader. Kräftigen

Schwungs erhob er seinen Peitschenstock, und sausend fuhr dieser auf des Ritters Haupt nieder. Mit einem leisen Schrei sank der Schloßherr zu Boden.

Dreimal fuhren die beiden Bauern mit dem Pfug über die gleiche Stelle, legten den Leichnam in die vertiefe Furcht, pfügten sie zu und aerteten ruhig weiter, bis die Sonne über dem Stockhorn stand und sie heimkehren mußten.

Niemand aber erfuhr, was mit dem Zwingherrn von Bennewil geschehen war.

Erst viel später, als die Burg zerfiel, erzählten Nachkommen des Bauern, daß ihr Urahne vor vielen, vielen Jahren den habhaftigen Herrscher von Bennewil erschlagen und so die Leute der Gegend aus der Tyrannie befreit habe.

2

Jack London / Südseegeschichten.

(Copyright by Universitas DVAG, Berlin.)

Die Bö war vorüber. Die Sonne flamme heiß, und die Lagune glich wieder einem Spiegel. Aber die Luft war klebrig wie Schleim, und ihr Gewicht lastete auf den Lungen und erschwerte das Atmen. „Hast du die Neuigkeit gehört, Toriki?“ fragte Huru-Huru. „Mapuhi hat eine Perle gefunden. Noch nie hat man ihresgleichen gefischt, weder auf Hikuero, noch auf allen Paumotuinseln, noch in der ganzen Welt. Mapuhi ist ein Narr. Uebrigens ist er dir Geld schuldig. Vergiß nicht, daß ich es dir zuerst erzählt habe. Hast du ein bißchen Tabak?“

Und zu Mapuhis Grashütte ging Toriki. Er war ein herrischer, zudem ziemlich dummer Mensch. Unbefüllt warf er einen Blick auf die wundervolle Perle, einen einzigen Blick nur, und unbefüllt stede er sie in die Tasche.

„Du hast Glück“, sagte er. „Eine nette Perle. Ich räume dir einen Kredit in meinen Büchern ein.“

„Ich will ein Haus haben“, begann Mapuhi bestürzt. „Es muß sechs Faden —“

„Erzähle das deiner Großmutter!“ war die Antwort des Händlers. „Du willst deine Schulden bezahlen, nicht wahr? Du warst mir zwölftausend Chile-Dollar schuldig. Na, schön: Du schuldest mir nichts mehr. Die Rechnung ist beglichen. Außerdem räume ich dir einen Kredit von zweihundert Chile ein. Wenn ich nach Tahiti komme und die Perle gut verkaufe, so gebe ich dir noch für hundert Kredit. Das macht zusammen dreihundert. Aber wohlgerne: nur, wenn die Perle gut verkauft wird. Ich kann vielleicht sogar Geld dabei zulegen.“

Mapuhi kreuzte kummervoll die Arme und saß mit gebeugtem Haupte da. Die Perle war ihm gestohlen. Statt das Haus zu bekommen, hatte er eine Schuld bezahlt. Er hatte nichts Handgreifliches für die Perle erhalten.

„Du bist ein Narr“, sagte Tesara.

„Du bist ein Narr“, sagte Nauri, seine Mutter. „Warum hast du ihm die Perle in die Hand gegeben?“

„Was sollte ich machen?“ protestierte Mapuhi. „Ich schuldete ihm das Geld. Er wußte, daß ich die Perle hatte. Ihr habt selbst gehört, daß er sie sehen wollte. Ich hab ihm nichts davon erzählt. Er wußte es. Irgend jemand hat es ihm erzählt. Und ich schuldete ihm das Geld.“

„Mapuhi ist ein Narr“, äffte Ngatura.

Sie war zwölf Jahre alt und wußte es nicht besser. Mapuhi erleichterte sein Herz, indem er ihr eine Backpfeife gab, daß sie taumelte, während Tesara und Nauri in Tränen ausbrachen und fortfuhren, ihn nach Weiberart auszuschelten.

Huru-Huru, der Ausguck am Strandte hielt, sah einen dritten Schoner, den er kannte, vor der Einfahrt schaukeln und ein Boot aussezken. Es war die „Hira“, die ihren Namen mit Recht trug, denn sie gehörte Levon, einem deutschen Juden, dem größten Perlenhändler von allen, und „Hira“ war, wie bekannt, die tahitische Gottheit der Fischer und Diebe.

„Hast du die Neuigkeit gehört?“ fragte Huru-Huru, als Levon, ein fetter Mann mit massigen, unregelmäßigen

Zügen, den Strand betrat. „Mapuhi hat eine Perle gefunden. Noch nie hat man ihresgleichen gefischt, weder auf Hikuero, noch auf allen Paumotuinseln, noch in der ganzen Welt. Mapuhi ist ein Narr. Er hat sie Toriki für vierzehnhundert Chile verkauft — ich horchte draußen und hörte es. Toriki ist auch ein Narr. Du kannst sie ihm billig ablaufen. Vergiß nicht, daß ich es dir zuerst erzählt habe. Hast du ein bißchen Tabak?“

„Wo ist Toriki?“

„Er ist bei Kapitän Lynch und trinkt Absinth. Seit einer Stunde.“ Und während Levon und Toriki Absinth tranken und um die Perle schacherten, horchte Huru-Huru und hörte schließlich, daß sie zu dem erstaunlichen Preise von fünfundzwanzigtausend Frank einig wurden.

Um diese Zeit näherten die „Orohena“ und die „Hira“ sich dem Strandte und begannen wie wahnsinnig ihre Kanonen abzufeuern und zu signalisieren. Die drei Männer kamen gerade noch rechtzeitig heraus, um die beiden Schoner in aller Eile mit Großsegel und Klüver von der Küste fort direkt der Bö in die Zähne fahren zu sehen, die sie weit über das schäumende Wasser jagte. Dann verschwanden sie im Regen.

„Wenn's vorüber ist, kommen sie zurück“, sagte Toriki. „Draußen wären wir besser dran.“

„Ich vermisse, daß das Glas noch weiter gefallen ist“, sagte Kapitän Lynch.

Er war ein weißbartiger Seebär, der jetzt zu alt für die See war und die Erfahrung gemacht hatte, daß Hikuero die einzige Stelle der Erde war, wo er auf gutem Fuße mit seinem Asthma leben konnte. Er ging hinein, um nach dem Barometer zu sehen.

„Großer Gott!“ hörten sie ihn ausrufen und stürmten hinein, um gemeinsam mit ihm auf das Zifferblatt zu starren, das jetzt neunundzwanzig, zwanzig zeigte.

Als sie diesmal heraustraten, prüften sie ängstlich Himmel und Meer. Die Bö war vorüber, aber der Himmel war und blieb bedeckt. Sie konnten die beiden Schoner unter vollen Segeln in Gesellschaft eines dritten zurückkommen sehen. Der Wind drehte sich und zwang sie, die Segel festzumachen, und fünf Minuten später padte eine plötzliche Bö aus der entgegengesetzten Richtung alle drei Schoner von hinten, und man konnte am Strandte sehen, wie die Spieren brachen und weggerissen wurden. Die Brandung erklang laut, hohl und drohend, und eine schwere Dünung setzte ein. Ein furchtbares Blitzen erleuchtete den dunklen Tag, und der Donner rollte wild über ihnen.

Toriki und Levon stürzten zu ihren Booten, der letztere wie ein gejagtes Nilpferd watschelnd. Als ihre beiden Boote zur Einfahrt hinausfegten, passierten sie das einkommende Boot der „Aorai“. Im Stern saß Raoul und spornte die Ruderer an. Außerstande, das Bild der Perle aus seinen Gedanken zu verscheuchen, kehrte er zurück, um auf Mapuhis Preis, das Haus, einzugehen.

Er landete mitten in einer treibenden Gewitterwolke, die so dicht war, daß er mit Huru-Huru zusammenstieß, ehe er ihn sah.

„Zu spät“, schrie Huru-Huru. „Mapubi hat sie Toriki für vierzehnhundert Chile verkauft, und Toriki hat sie Leon für fünfundzwanzigtausend Frank verkauft. Und Leon will sie in Frankreich für hunderttausend Frank verkaufen. Hast du ein bisschen Tabak?“

Raoul fühlte fast eine Erleichterung. Seine Unruhe wegen der Perle war vorüber. Er brauchte sich keine Sorgen mehr zu machen, wenn er auch die Perle nicht bekam. Aber er glaubte Huru-Huru nicht. Mapubi mochte sie wohl für vierzehnhundert Chile verkauft haben, daß aber Leon, der sich auf Perlen verstand, fünfundzwanzigtausend Frank dafür bezahlt haben sollte, war denn doch ein bisschen zu stark. Raoul beschloß, sich bei Kapitän Lynch danach zu erkundigen; als er aber das Haus des alten Seemanns betrat, fand er ihn, wie er mit weit aufgerissenen Augen auf das Barometer starrte.

„Was lesen Sie da heraus?“ fragte Kapitän Lynch ängstlich, indem er seine Brille abwischte und wieder auf das Instrument sah.

„Neunundzwanzig, zehn“, sagte Raoul. „Ich hab's noch nie so niedrig gesehen.“

„Das glaub' ich gern!“ schnaubte Kapitän Lynch. „Fünfzig Jahre hab' ich alle Meere befahren, aber so tief hab' ich es noch nie sinken sehen. Hören Sie!“

Sie standen einen Augenblick regungslos, während die Brandung polterte und das Haus schüttelte. Dann gingen sie hinaus. Die Bö war vorüber. Sie konnten die „Norai“ sehen, die in einer Entfernung von einer Meile in völliger Windstille lag und wie verrückt stampfte und rollte unter den fürchterlichen Seen, die in einer stattlichen Reihe aus Nordost herankamen und sich wütend auf das Korallenriff warfsen. Einer von den Matrosen im Boot zeigte auf die Mündung der Einfahrt und schüttelte den Kopf. Raoul blickte hin und sah einen weißen Wirrwarr von Gischt und Wogen.

„Ich denke, ich bleibe heut nacht bei Ihnen, Kapitän“, sagte er. Dann wandte er sich an den Matrosen und befahl ihm, das Boot auf den Strand zu ziehen und mit den andern Leuten Schutz zu suchen.

„Rund neunundzwanzig“, berichtete Kapitän Lynch, der mit einem Stuhl herauskam, nachdem er nochmals nach dem Barometer gesehen hatte.

Er setzte sich und starnte das Schauspiel an, das das Meer jetzt bot. Die Sonne brach durch und vermehrte noch die Schwüle des Tages, und die völlige Windstille hielt an.

„Ich verstehe nicht, woher dieser Seegang kommt“, murmelte Raoul verdrießlich. „Es ist kein Wind, und doch, sehen Sie mal, sehen Sie bloß diesen Bürchen da!“

Meilenweit, mit einem Gewicht von Zehntausenden von Tonnen, erschütterte der Anprall der Woge das gebrechliche Atoll wie ein Erdbeben. Kapitän Lynch war bestürzt.

„Großer Gott!“ rief er aus, indem er sich halb von seinem Stuhl erhob und dann wieder zurücksank.

„Aber es ist gar kein Wind“, beharrte Raoul. „Ich könnte es noch verstehen, wenn wir Wind hätten.“

Die beiden Männer saßen schweigend da. Der Schweiß trat ihnen in Myriaden winziger Perlen auf die Haut und bildete feuchte Flecke, die sich zu Bächen vereinigten und dann auf den Boden tropften. Sie leuchteten nach Atem, und namentlich der alte Mann mührte sich ab. Eine See segte auf den Strand, leckte an den Kokospänen und setzte fast zu ihren Füßen ab.

„Ein ganzes Stück über der Hochwasserslinie“, bemerkte Kapitän Lynch, „und ich lebe hier seit elf Jahren.“ Er sah nach der Uhr. „Es ist drei.“

Ein Mann und eine Frau kamen mit einem bunten Gefolge von Kindern und Rötern verzagt angezogen. Hinter dem Hause machten sie halt und setzten sich nach kurzer Un-

schlüssigkeit in den Sand. Wenige Minuten darauf kam von der andern Seite noch eine Familie, deren männliche und weibliche Mitglieder mit den verschiedenartigsten Besitztümern beladen waren. Und bald waren mehrere hundert Menschen jeden Alters und Geschlechtes um den Wohnsitz des Kapitäns versammelt. Er rief eine Frau an, die mit einem Säugling auf dem Arm gekommen war, und erfuhr, daß ihr Haus eben in die Lagune gespült war.

Sie befanden sich hier auf dem höchsten Punkt des Landes, und schon schlügen die großen Seen an manchen Stellen zu beiden Seiten glatte Breschen in den schmalen Ring des Atolls und brausten in die Lagune. Zwanzig Meilen im Umkreis maß das Atoll und war nirgends über fünfzig Faden breit. Es war mitten in der Taucherzeit, und von allen Inseln, selbst von Tahiti, hatten die Eingeborenen sich hier versammelt.

„Hier sind zwölphundert Männer, Frauen und Kinder“, sagte Kapitän Lynch. „Ich möchte wissen, wieviel es morgen früh noch sein werden.“

„Aber warum weht es nicht? Wenn ich das nur wüßte“, sagte Raoul.

„Keine Sorge, junger Mann“, keine Sorge; das Unglück kommt schon früh genug.“

Im selben Augenblick traf eine mächtige Wassermasse das Atoll. Das Seewasser wühlte sich drei Zoll tief unter ihre Stühle. Ein dumpfer Angstruf entfuhr den zahlreichen Frauen. Die Kinder starrten mit gefalteten Händen auf die ungeheuren Seen und weinten kläglich. Hühner und Ratten, die verrostet durch das Wasser wateten, suchten, wie auf gemeinsamen Beschuß, fliegend und flatternd ihre Zuflucht auf dem Dache vom Hause des Kapitäns. Ein Paumotuaner klimmte mit einem Korb voll neugeborener Hunde auf eine Kokospalme und befestigte ihn dort zwanzig Fuß über dem Erdboden. Die Mutter watete jaulend und kläffend unten im Wasser.

Und immer noch schien die Sonne mit aller Macht, und die Windstille hielt an. Sie beobachteten die Seen und das unzählige Stampfen der „Norai“. Kapitän Lynch starnte sich an den ungeheuren Wasserbergen, die hereinströmten, die Augen aus. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen, um den Anblick zu verlöschen, und ging dann ins Haus.

„Achtundzwanzig, sechzig“, sagte er ruhig, als er wieder kam.

Über dem Arm trug er eine Rolle dünnes Tau. Er zer schnitt es in Stüde von zwei Faden Länge, gab eins Raoul, behielt ein zweites für sich und verteilte den Rest unter die Frauen mit dem Rat, sich einen Baum zu wählen und hinaufzuklettern.

Ein leichter Wind begann aus Nordost zu wehen, und sein Fächeln erfrischte Raoul. Er konnte sehen, wie die „Norai“ Segel setzte und in See stach, und bedauerte, daß er nicht an Bord war. Sie kam schon irgendwie durch, aber das Atoll — —. Eine See brach drüber und riß ihm fast die Füße unter dem Leibe fort. Dann fiel ihm das Barometer ein, und er lief zum Hause zurück. Er traf Kapitän Lynch, der denselben Gedanken hatte, und sie gingen zusammen hinein.

„Achtundzwanzig“, sagte der alte Seebär. „Eine schöne Hölle wird das hier — was war das?“

Die Luft schien mit einem Rauschen erfüllt. Das Haus zitterte und bebte, und sie hörten ein mächtiges Dröhnen. Die Fenster klirrten. Zwei Scheiben krachten; ein Windstoß fuhr herein und traf sie, daß sie wankten. Die gegenüber befindliche Tür schlug so heftig zu, daß die Klinke in Stüde ging. Der weiße Türknauf fiel in Atome zerstört zu Boden. Die Wände des Raumes baumelten sich wie ein Luftballon, der plötzlich gefüllt wird. Dann kam ein neuer Ton, wie Gewehrfeuer; der Gischt einer Woge schlug gegen das Haus. Kapitän Lynch sah nach der Uhr. Es war vier.

(Fortsetzung folgt.)